

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

## Deutschen Rundschau

Nr. 78.

Bndgoſcz/ Bromberg, 5. April

1938

### Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

#### II. Kapitel.

Durch die Kalverstraat mit den alten, spitzgiebeligen Kaufmannshäusern, die wie in patrizierhafter Bornehmlichkeit erstarrt schienen, schritt in die Schatten der Häuser gedrückt, ein junges Paar.

„Harmensz, so spät bleibe ich nie wieder draußen vor der Stadt! O Gott, wenn man uns ergriffen hätte!“

„Man hat uns aber nicht, Saskia, lieber Angsthase. Und der Leutnant Vermeulen wäre vielleicht dann noch schlimmer reingefallen als wir — haha.“

„O, daß der gerade Wache haben mußte. Deutlich habe ich ihn durch das Fenster gesehen.“

„Bei der Weinkanne, ja. Beim Würfelspiel. Anstatt das Tor rechtzeitig schließen zu lassen.“

„Gut, daß er's nicht getan hat.“

„Da wären wir eben irgendwo über die Mauer geklettert. Ich weiß da so eine Stelle, wo man ungeesehen rüberkommt. Aber es hat uns gewiß auch so niemand erkannt, Saskia. Wir sind ja gelaufen wie die Miesel.“

„Der Schrecken sitzt mir noch in den Gliedern, Harmensz.“

„Das gibt sich“, lachte der junge Rembrandt und zog sie enger an sich. „Jetzt sind wir in Sicherheit. Keine Scharwache kann uns mehr festhalten. Da ist schon euer Haus.“

Rühn und spitz ragte der Giebel des Uylenburghschen Hauses in den klaren Nachthimmel hinein. Es stand unweit des neuen Marktes, eines der besten, wohlfundierten Häuser der Stadt. Den Handelsherrn und Senator van Uylenburgh, Kommandeur der Stadtwache zugleich, kannte man in den ganzen Niederlanden. Und sein Haus war gewiß eines der reichsten und vornehmsten. Früh verwitwet, war dem ersten Mann Saskia als kostbarstes Kleinod verblieben. Eine schon reichlich betagte Tante, Muhme Alberta, versah den Haushalt. —

Die Schritte der beiden wurden langsamer. Der Sommerabend, die schönen Stunden draußen vor den Wällen, das alles lag ihnen noch im Blut. Und die Liebe glühte ihnen im Herzen.

Eines der schlanken Giebelfenster war erhellt.

„Die Muhme wartet auf mich“, flüsterte Saskia. „Oh, wenn der Herr Vater wüßte, daß ich heute so lange draußen geblieben bin, Harmensz. Es war vielleicht doch unrecht von mir.“

Begütigend strich ihr Rembrandt über das blonde Haar, das sich geringelt über Schläfen und Ohren legte und dem zarten Mädchengesicht einen Rahmen von entzückender Anmut schuf.

„Dein Vater kommt erst morgen von seiner Reise nach Brügge zurück und wird nichts wissen, mein kleines Meisje, Gewissensbisse?“

Er hob sacht ihren Kopf in die Höhe.

Ihre Blicke tauchten ineinander. Es war ein Beuchten von Glück und selbiger Jugend darin.

Mit einer fast trostigen Bewegung schüttelte Saskia den Kopf.

„Nein“, lächelten ihre Lippen. „Dieser gestohlene Tag war unendlich schön. Ich möchte ihn nie und nimmer aus meinem Leben missen. Und dieser Abend war eine seltge Kostbarkeit, die ich in meinem Herzen aufbewahren werde. Harmensz, ich bin ja so froh.“

Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck kindhaft-inniger Beglücktheit. Ihre Augen hatten den Glanz von Diamanten, wie sie ihr Vater in den schweren Eisenkassetten aufbewahrte, um sie in Gent und Paris, in Moskau und in London auf den Messen zu verkaufen.

Rembrandt schaute sie verzückt an.

„Meisje! Allerliebste —“

Sie stellte den Kopf ein wenig schief.

„Noch mehr?“

„Rose von Amsterdam —“

„Biel zu wenig, mein Harmensz —“

„Sommerengel — Mondprinzessin — ach, was weiß ich —“

„Mein dummer, lieber Junge!“

Sie schlang ihm die Arme um den Hals. So blickten sie einander in stummer, beglückter Andacht an.

Sie standen in der schüttenen Dunkelheit des breiten, gewichtigen Vorganges. Groß und hell leuchtete der Mond am Himmel und machte sich den Spaß, ihre zärtlich verchlungenen Schattenrisse sehr deutlich fast über die ganze Breite der Kalverstraat zu malen. Es sah hübsch und grotesk aus. —

Ein stampfendes Geräusch tönte. Als Rembrandt sich umdrehte, sah er im Mondlicht eine Hellebarde aufleuchten, die rhythmisch gegen das Pflaster stieß. Der Nachtwächter Niklas Wozzel stelte vom Neuen Markt her. Die Laterne baumelte ihm drollig und schlenkernd vor dem runden Bauch, an dessen Umfang der Brabanter Wein nicht ganz schuldlos sein mochte.

Saskia löste sich hastig aus der Umarmung und der Verunkenheit dieser Abschiedsminuten, die wohl in aller Welt und bei allen verliebten Menschenkindern den gleichen seltsamen Zauber haben.

„Daß mich gehen, Liebster. Der Niklas darf mich nicht sehen. Gute Nacht, Harmensz!“

Ein letzter Händedruck, eine letzte, verliebte Zärtlichkeit, dann wich Saskia in die Tiefe des Torbogens zurück. Der schwere, kunstvoll zierliche Schlüssel, den die Muhme ihr anvertraut hatte, drehte sich im Schloß. Das Tor öffnete sich. Einen Augenblick lang floß spaltbreit der Schein der Lampe heraus. Mit leisem Knarren fiel das Tor hinter ihr zu.

Rembrandt wandte sich beschwingt und frohen Mutes um. Noch schmeckte er die Süße von Saskias Küssen auf den Lippen. Reife und vergnügt pfliff er vor sich hin und ging mit seinen langen, jüngerhaft festen Schritten die Gasse weiter hinauf. Er wohnte an der Gracht, unweit der Duden Werke, wo er ein einfaches, helles Atelier mit freiem Blick besaß, das Werkstatt, Schlafraum und Empfangsalon in einem war.



Da näherte sich ihm Niklas Wozzek von hinten, lebhaft durch die Nase prustend vom schnellen Lauf.

„Gallen zu Gnaden, junger Herr, es ist weit über die Bannzeit!“

Er versuchte Energie und Strenge in den Ton zu legen, und die Stimme zitterte ihm dabei vor Anstrengung. Rembrandt drehte sich um und lachte ihm in's Gesicht.

„Am Ende wollt Ihr mich gar festnehmen?“

Der Dicke bekam einen roten Kopf vor zornigem Eifer.

„Ich arretiere Euch, junger Herr, im Namen der freien Stadt. Ihr werdet Euch ausweisen müssen, was Ihr noch um diese Zeit —“

Aber er kam nicht weiter. Bums — drückte ihm Rembrandt den großen, pompösen Hut über die Stirn in das runde Gesicht hinein.

„Arretiert nur, Herr Nachtrat von Amsterdam!“ lachte er und flüchte schon davon.

Niklas Wozzek lärmte wütend. Seine klägliche Pistolenstimme überschlug sich, als er jammerte:

„Zu Hilse! Zu Hilse! Raub und Mord! Haltet den Schurken! Zu Hilse!“

Dabei machte er lächerlich krampfhaft Versuche, sich den heruntergetriebenen Hut wieder über die Nase hinauf zu ziehen. Klirrend fiel ihm dabei der Spieß aus dem Arm, und es sah gar possierlich aus, wie der dicke Niklas so mitten auf der Gasse im Kampf mit dem störrischen Nachtwächterhut wild herumfuchtelte, der ihn so flugs zu einem blinden Mann gemacht hatte.

Endlich gelang es ihm, sich davon zu befreien und wieder in den Besitz seines kostbaren Augenlichtes zu kommen. Er schwitzte noch immer Blut und Wasser.

Wütend sah er sich um, dabei martialisch den schnell aufgehobenen Spieß schwenkend. Wo war der Missetäter?

Ach, den hätte auch ein Schnellerer als Niklas Wozzek nicht mehr eingeholt. Der war längst auf und davon.

Niklas stieß einen lästerlichen Fluch aus, schulterte den Spieß, befah sich mit drohendem Gemurmel den demolirten Hut und war im Innern heilfroh, daß niemand auf sein Mordgeschrei herbeigeeilt war, um ihn in seiner fatalen Situation zu sehen.

„So ein Nichtsnutz, vermaledeiter“, knurrte er noch, „wenn man nur wüßte, wer das gewesen ist! Oha, der sollte fein gestäupet werden, daß er Respekt vor der städtischen Obrigkeit bekommt. Oh, was für Zeiten!“

Langsam wanderte er wieder dem Marktplatz zu, und gleich darauf ließ er sein metallenes Horn ertönen, wie es Brauch war um diese Stunde, und quarrte einen seiner Richterverse durch die nächtliche Stille:

„Geht zur Ruh' und laßt den Zwist,  
Mitternacht nit fern mehr ist,  
Wahret das Feuer und das Licht,  
Damit kein Unglück euch geschieht,  
Gott und auch der Rat der Stadt  
Über euch sein Augen hat!“

Er gab sich dabei eine kriegerische Haltung wie ein Feld und bildete sich im Augenblick schon wieder ein, er hätte siegreich eben seinen Mann gestanden und für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung der lieben Stadt glänzend gesorgt. Ein glücklicher Mensch, dieser Niklas Wozzek. —

Saskia aber saß um diese Zeit auf der Fußbank vor der Muhme, die mütterlich und voll Güte auf den blond-frausen Schoß der Enkelin herabsah. Still brannte das Licht in dem kleinen Gemach, das die Muhme im oberen Etodwerk bewohnte.

„Kind, Kind, wie soll denn das nur werden? Liebst du ihn denn so sehr?“

Saskia hob den Kopf.

„Unendlich“, flüsterte sie.

„Ja — ja“, die Alte lächelte etwas trübe, „die Jugend hat von jeher übergeschäumt. Das wird niemand ändern. Es ist immer daselbe. Ja, Saskia, so sehr liebst du ihn also. Und der — Vermeulen?“

„Nah, was geht mich Vermeulen an?“

„Du weißt, was dein Vater wünscht, und auch der alte Vermeulen. Und daß sein Sohn dich von Herzen begehrt.“

„Das kümmert mich nicht, Muhme. Ich denke auch nicht daran. Ich denke nur —“

Ein träumerisches Lächeln erfüllte ihr zartes Gesicht. Mit einer zärtlichen Bewegung schmiegte sie die Wangen gegen die mütterlichen Hände der Muhme.

„Man darf doch lieben, nicht wahr? Und man darf an sein Glück denken? Und hoffen, daß alles gut gehen möge?“

„Es ist das holde Vorrecht der Jugend, zu hoffen, mein Kind.“

„Ich werde sehr glücklich mit Harmensz sein, Muhme.“

Das klang so rein und kindlich — gläubig, daß diese nur tröstlich vor sich hin nickte. Dann aber sagte sie:

„Ich wünsche dir von Herzen, Saskia, daß du glücklich wirst. Darum bewahrte ich dein Geheimnis in mir, wie es eine leibliche Mutter nicht vertrauender tun könnte. Und darum wird niemand erfahren, daß ich dir heute selber den Schlüssel zum Hause gab und auf dich wartete. Vielleicht tat ich unrecht. Aber —“, und nun lächelte sie in allen Falten ihres guten Gesichts, „man kann ein liebendes Herz nicht an die Kette legen wie einen Hund. Ich will beten, daß deine Hoffnung ihr seliges Ziel finden möge. Aber tapfer, Saskia, tapfer wirst du sein müssen.“

„Tapfer? Ich könnte für Harmensz sterben!“

„Und er —?“

„Er wird leben für mich und groß und berühmt werden — ganz gewißlich! Könige und Fürsten werden ihn ehren, und die Niederländischen Staaten werden stolz auf ihn sein. Sein Name wird leuchten wie ein schönes Gestirn über die Zeiten hinweg. Das wird sein schönstes Geschenk an mich sein.“

„Mädchen, wie sprichst du —“

Saskia lächelte fremd und visionär in das Halbdunkel der Stube hinein, als sähe sie dort ein Stück der Zukunft.

„Mädchen, Rembrandt ist ein junger Maler. Es mag viel Künstlerschaft in ihm stecken. Aber Künstler und Vaganten, sie haben von jeher aus dem gleichen, fargen Futternapf gegessen und nur wenigen gelang der große Wurf. Die Zeit hat keinen Sinn für Genies, es sei denn für solche, die mit Musketen und Degen umzugehen verstehen und Armeen aus der Erde stampfen können.“

Sie hielt die weißen Hände gefaltet.

„Ich glaube an keinen Stern, Muhme.“

„Es ist gewißlich gut, wenn Liebe so gläubig ist, Saskia. Es ist besser, als Zweifel zu haben und schwächlich zu sein. Behalte dir deinen großen, starken Glauben, Kind. Mir ahnt, du wirst ihn gebrauchen können.“

Fragend sah Saskia auf.

„Muhme?“

Die blickte an ihr vorbei in die flackernde Lampe. Ein Ausdruck von Trauer und Ernst überschattete ihr Gesicht.

„Morgen kommt dein Vater, und die Unlenburghs waren immer dickstirnige Menschen. Ehe ein Unlenburgh seinen Willen zerbrechen läßt, eher zerbricht Amsterdams Freiheit, hat dein Ohm gesagt, und das Wort steht mehr als einmal in der Familienschronik.“

Saskia sagte ruhig und fest:

„Auch ich bin eine Unlenburgh, Muhme.“

„Ja, und darum ist mir bange vor der Stunde, da dein Vater dich fragen wird, warum du nicht des Vermeulens Braut werden willst.“

Es war ein kurzes Schweigen danach.

Saskia erhob sich von der Fußbank. Den Kopf in den Nacken geworfen, stand sie da, ein Bild anmutiger und stolzer Entschlossenheit.

„Mußt nicht bange sein, Muhme. Ich fürchte mich nicht.“

Muhme Alberta nickte:

„Die Unlenburghs haben sich nie gefürchtet —“

Saskia reckte die Arme in einer starken, inbrünstigen Beroegung auseinander und faltete dann die Hände über der Brust. Es sah wie ein stilles Gebet aus. Auch Muhme Alberta faltete unwillkürlich die Hände im Schoß.

„Ich will schlafen gehen, Muhme, und träumen. Habe vielen Dank für deine Güte.“

„Träumen? Na, Kind. Noch darfst du goldene Träume spinnen. Gute Nacht, Saskia. Schlafe gut und träume von Rembrandts Glück. Und von dem guten Stern, der über euch — irgendwo — steht.“

Und erst als Saskia draußen war, murmelte sie mit der Graubheit des Alters:

„Wer weiß, wie bald das Leben die Träume zerbricht —!“

(Fortsetzung folgt.)



# Aus meinem Räuberleben.

Eine Erinnerung von Franz Karl Ginzley.

Eigentlich müßte es heißen „Aus meinem Bühnenleben“, aber da es sich um meine ernstliche Beteiligung an Schillers „Räubern“ handelt, habe ich lieber diesen wirksameren Titel gewählt. Vor etwa 25 Jahren ging ich an einem lauen Frühlingsnachmittag so für mich hin die Burggasse zu Wien hinab, und es begegnete mir an der Ecke der Breitegasse mein lieber, alter Freund Wilhelm Klitsch, erster Held im Deutschen Volkstheater. Er sagte: „Ich habe es eilig, ich spiele heute den Karl Moor!“

„Ei“, meinte ich, „da hast du ja eine schöne Beschäftigung. Was soll denn ich aber unterdessen tun?“

„Ha, weißt du was?“ meinte Klitsch mit dem ihm eigenen Feuer. „Du kommst mit mir und trittst als Räuber auf. Ich leihe dir mein altes Moor-Kostüm. Da schaust du dir einmal die Bühne von der anderen Seite an!“

Dieser verwagene Vorschlag gefiel mir nicht übel. Sind doch auch gekleckerte Leute hin und wieder zu tollen Streichen aufgelegt, besonders an lauen Frühlingsnachmittagen. Ich spazierte also mit Freund Klitsch durch das hintere Thier am Weghuberpark in jene geheimnisvollen Räume, in denen die letzten Wandlungen zur großen Illusion sich zu vollziehen pflegen. Im engen Bühnengang begegneten mir bereits die Räuber Spiegelberg, Schweizer, Kosinsky und Schusterle, sie alle waren mir von früher her persönlich bekannt. Meine freudig geäußerte Absicht, an ihrem Schicksal teilzunehmen, fand ihren Beifall.

In der Garderobe traf ich, schon von den Schwingen des Verhängnisses gestreift, Maximilian, regierenden Grafen von Moor. Sein Antlitz wirkte auf mich erschütternd, doch blieb mir zu unfruchtbarer Betrachtung keine Zeit. Ich hielt es auch nicht für nötig, mich irgendwie schmieken oder sonst wie verändern zu lassen, da ich ja die bescheidene Absicht hatte, mich ganz im Hintergrund der Bühne aufzuhalten und mich mehr einer stillen Beschaulichkeit als dem Morden, Sengen und Brennen zu widmen, das mir an diesem schönen friedlichen Tage ohnehin sehr unangebracht erschien.

Für alle Fälle beruhigte es mich, daß ich meinen Schiller gründlich kannte. Hatte ich ihn doch, als ich zwölf oder dreizehn Jahre zählte, mit glühenden Wangen zum erstenmal gelesen! Und im Laufe der vielen späteren Jahre hatte ich mindestens einem halben Duzend Räuber-aufführungen beigewohnt. Ja, da konnte es nicht fehlen, ich war über den Gang der Ereignisse unter allen Umständen gut unterrichtet.

Etwas nachdenklich stimmte mich nur die Zurückhaltung, mit der meine neuen Kollegen von der Kunst, nämlich die anderen Statisten, mich behandelten. Sie wußten scheinbar mit mir nichts Rechtes anzufangen. Ich hörte geflüstertes Erstaunen, wie: „Du, wer ist denn der da?“ oder „Na, Servus, der schaut gut aus!“, so daß ich mich für einen Augenblick allen Ernstes zu bedenken begann, ob es geraten sei, mich in Gesellschaft solcher mir scheinbar wenig günstig gestimmter Kollegen in die Einsamkeit der böhmischen Wälder zu schlagen.

Aber da war mein Augenblick schon gekommen. Kollege Razmann rief: „Willkommen, Spiegelberg, in den böhmischen Wäldern! Bist ja groß geworden und stark, Sternkreuzbataillon! Bringst ja Rekruten mit, einen ganzen Trieb, du trefflicher Werber!“

Und da stand ich auch schon auf der Bühne und fühlte mich, obgleich ich mich vorsichtig im Hintergrund zu halten versuchte, höchst unheimlich beleuchtet und verspürte vor mir in der klaffenden Höhle das untier Publikum, wehend mit seinen Raubtierchwingen aus tausend Angesichtern. Schon aber kam der Räuber Schwarz gelaufen und erklärte, daß man Roller gehalten habe; schon war aber auch Roller wieder da, mit ihm Karl Moor, der ihn gerettet, es gab eine starke Bewegung auf der Bühne, die mir gar nicht recht war, denn ich wurde immer ärger in den Vordergrund geschoben. Zugleich bemerkte ich mit einigem Unbehagen, daß ich vom Gang der Handlung, geschweige

vom Text der einzelnen Rollen, so gut wie keine Ahnung hatte, ja daß ich, genau genommen, gar nicht wußte, was eigentlich auf der Bühne vorging. Zu spät erkannte ich, daß es nicht genüge, seinen Schiller mit dreizehn Jahren gelesen zu haben, ich fühlte mich plötzlich als Eindringling, als störender Fremdkörper in dieser ehrenwerten Gesellschaft und sah mich immer deutlicher, wie ich vermeinte, den Blicken eines wissenden Publikums preisgegeben, so daß ich, um durch Untätigkeit nicht aufzufallen, auf eigene Faust in Geste und Deutung ein besonderes Räuberleben zu führen begann. Doch war das nicht so leicht. Wo nimmt man denn die richtige Geste her, wenn man neben sich die fürchterlichen Worte hört: „Ha, ich will ihnen mit meinen Fingern den Bauch schlitzen, daß ihnen die Kutteln schußlang herausplagen!“? Ich versuchte mein möglichstes, aber es gelang mir nicht. Und so begrüßte ich es schließlich mit Freuden, daß die obrigkeitlichen Husaren, Dragoner und Jäger uns immer drohender umzingelten, und wir uns endlich unter Führung unseres herrlichen Hauptmanns, der „eine Armee in seiner Faust fühlte“, mit furchtbarem Lärm hinter die rettenden Kulissen zurückschlugen.

Nun sollte man glauben, es hätte mir eigentlich an der bisherigen Erfahrung genügt, und es sei der dringende Wunsch in mir wach geworden, mein schlichtes Dasein als bürgerlicher Sonntagsspaziergänger in Eile wieder aufzunehmen.

O ja, ich hätte es gern getan, aber da kam, es war kurz vor Anfang der zweiten Szene des dritten Aktes, ein neues Verhängnis in Gestalt des damaligen Regisseurs Herrn Leopold R. Mein bisheriges Spiel mußte jedenfalls das Wohlgefallen dieses trefflichen Künstlers erregt haben, denn er faßte mich kurzerhand mit herrschgewohnter Faust und setzte mich — an Widerspruch war nicht zu denken — unmittelbar zu Füßen Karl Moors, der da knapp an der Rampe, auf einem Baumstumpf in einer „Gegend an der Donau“ saß.

Und gleich darauf ging auch schon der Vorhang auf, und — ich sah mit Grauen in voller Deutlichkeit die Gesichter der ersten Parkettreihen, Masken der Erbarmungslosigkeit, aus nächster Nähe sahl auf mich gerichtet.

Schon ließ Karl Moor sich vernehmen: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht! — So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!“

Was hätte ich dazu sagen sollen? Ich sah ergriffen zu meinem Hauptmann hinauf und nickte ihm mit meinem groben grauen Schlapphut demütig und dankbar Bestätigung zu.

Aber dann, dann glaubte ich, es gefriere mir das Blut in den Adern. Mir wurde nämlich klar, diese schönen Worte seien gar nicht an mich gerichtet, und auch an meine Räuberkollegen nicht, denn die schiefen ja fest im Kreise auf der Wiese, und was mein Freund und Hauptmann soeben gesprochen, das war ja der Anfang eines — Monologs!

Nach dieser vernichtenden Erkenntnis fiel ich glattweg um und stellte mich tot oder mindestens schlafend. Was konnte mir noch Ärgeres geschehen? Oh — war es Täuschung oder nicht, die sahlen Maskenreihen da drüben verzogen sich bereits zu einem wahrhaft teuflischen Grinsen, im nächsten Augenblick schon mußten sie ausholen zu einem Höllengelächter — ich war ja — beim Henker! — auf dem besten Weg, einen Theaterstandal heraufzubeschwören!

Was weiter noch in diesem fürchterlichen Akt mit mir und den anderen geschah, das war mir vollkommen gleichgültig. Ob nun Schweizer seinen Hut voll Wasser für den dürstenden Hauptmann brachte, ob Kosinsky den Geist Amaliens beschwor — ich atmete erst erleichtert auf, als Freund Klitsch seinen Degen schwang und rief: „Auf! Durtig! Alle! Nach Franken! In acht Tagen müssen wir dort sein!“

Ah, ich wartete nicht so lange. Zehn Minuten später befand ich mich bereits auf der Ringstraße und mengte mich unter die braven, sonntäglichen Spaziergänger.

Ich hatte damit Abschied von der deutschen Bühne genommen, und zwar für alle Zeit.



# Wie alt ist der Bauer?

Eine wahre Geschichte aus Westfalen.

Von Wilhelm Lennemann.

Bei dem Oberpräsidenten von Westfalen, dem Freiherrn von Vinke, wollte einst ein holländischer Graf zu Besuch. Das war ein gar feudaler Herr, der den Bauer gering achtete. Der volkstümliche und bäuerliche Freiherr kam darob des öfteren hart mit ihm aneinander.

„Wenn Sie einmal westfälische Bauernart kennen lernten“, sagte er, „so würden Sie sich beugen vor ihrer Kraft, ihrem Stolz und ihrer Würde!“

„Auf das Wunder bin ich gespannt!“ lachte der Balte überlegen.

Der Freiherr war kein Freund vieler Worte; an einem der nächsten Tage aber mußte er es einzurichten, daß ihr ziemlich ausgedehnter Morgenpaziergang vor einem großen Bauerngehöft endete, das in einem Kranz vieler wetterstarker Eichen lag.

„Mit dem Bauer hätte ich wohl was zu bereden“, meinte der Freiherr und trat durch das Tor in den Hof, an dessen Rückseite sich die massige und langgestreckte Bauernburg erhob.

Wohl oder übel mußte der Balte ihm folgen.

In dem Balken über der großen Diele standen wie mit dem Beil die Worte eingehauen:

Die Welt vergehet — dies Haus bestet.

Der Freiherr wies darauf; der Balte lächelte und murmelte etwas von bäuerlicher Annahme.

Aus der Niendör kam ihnen der Bauer entgegen, weißhaarig, aber noch hoch, stämmig und holzengerade. Der Freiherr begrüßte ihn und stellte seinen hohen Gast vor. Der Bauer reichte ihm die Hand, als sei er seinesgleichen und bat die beiden in sein Haus. Sie traten in die Diele, die sich hoch und weit wie eine Kirchenhalle rechte. Als der Graf dann aber über die prächtigen und wohlgepflegten Tiere hinschaute, die links und rechts aus ihren Ständen auf die Diele schauten und sein rechnender Verstand allsogleich die dazugehörigen Äcker und Weiden ausmaß, verging ihm sein hochmütiges Lächeln, und eine Anerkennung und Bewunderung kam ihm auf; ja, er trat an eines der jungen Fohlen, bestaunte und bemusterte es, sagte aber kein Wort. Der Freiherr besprach indes mit dem Bauer seine Sache.

Als der Balte dann nachdenklich aufschaute, waren die beiden schon ins Flett gegangen, wo die Bäuerin allsogleich auftrug: Pumpernickel und Schinken und Wurst und Eier und dazu einen selbstbereiteten Wacholder.

„Nicht schenker!“ munterte der Bauer auf; und der Freiherr setzte sich auch gleich dazu, als habe er mit diesem Frühstück gerechnet. Auch dem Balten mundete die kräftige und reichliche Kost nach dem angestrengten Marsch wohl. Und der Bauer saß dabei, trank auch ein Glas oder zwei und schob zwischen durch seinen Gärten Fleisch und Brot gemessen zu, als sättigte er da zwei Dürftige mit den Krumen seines Überflusses.

Wie dann das Gespräch so lief, ging auch der Balte aus seiner vornehmen Zurückhaltung heraus und fragte nach diesem und jenem, nach Acker und Feld und Frucht und Vieh. Und der Bauer gab Bescheid und übertrieb nicht. Da kam dem Balten doch ein Staunen an, und er meinte anerkennend, da sei manch Edler in seiner Heimat, der nicht einen solchen Besitz sein Eigen nenne.

Und der Westfale, aus einem inneren Lächeln heraus: „Da ist er eben kein Bauer!“

„Oho!“ begehrte der Graf auf, meisterte sich aber gleich und pflichtete spöttisch bei: „Sie haben recht, das sind Edelleute und keine Bauern!“

Der Bauer hörte den Spott wohl, schob ihn aber wie ein Nichts beiseite. „Es gibt nur Bauern und Acker, wie sie sich sonst noch nennen, ist gleichgültig!“

„Zum Beispiel!“ fragte er listig.

„Zum Beispiel hier unser lieber Oberpräsident in seinem blauen Kittel, der ist ein Bauer, ein echter, respektabler Bauer, unser erster Bauer im Land!“

Der also Besetzte lachte herzhaft ob dieser Beweisführung.

„Und Name, Stand und Herkunft gilt Ihnen nichts? Darf ich wissen, wie alt Sie sind?“

Der Bauer verstand nicht sogleich: „Ich gehe ins 74. Jahr!“

„So meinte ich es nicht“, wies der Balte die Antwort zurück, „das Alter ist eine Gnade des Herrgotts, auf die wir nicht stolz sein dürfen. Da Sie mit dem Besitz so eng verbunden sind, wollte ich wissen, wie alt dieser Hof sei.“

„Der ist so alt wie Geschlecht und Name!“ kam es selbstbewußt.

„Nun wären wir der Kernfrage ganz nahe: Also, wie alt ist Ihr Geschlecht?“ Diese Frage, meinte der geschlechterstolze Graf, müsse den Bauer doch wohl in eine nicht geringe Verlegenheit bringen und seinen bäuerlichen Dünkel dämpfen.

Aber da stand der Bauer auf, ganz groß und würdevoll: „Mein Geschlecht kam aus der Ewigkeit und geht in die Ewigkeit; er ist älter als alle Königreiche!“

Blieb stehen und gab damit zu erkennen, daß jede weitere Frage unnütz sei.

Der Oberpräsident war mit seinem Bauer und der Lehrstunde wohl zufrieden. Er griff nach seinem Eichenstock. —

Der Bauer geleitete seine Gäste bis an das Postor; da entließ er sie dann mit einem kräftigen Händedruck: „Gut gohn!“ sagte er und nichts weiter.

Der holländische Graf schritt still und besinnlich dahin. Der Freiherr störte ihn nicht in seiner Nachdenklichkeit. An der nächsten Wegbiegung blieb der hochadelige Herr stehen, wandte sich und sah noch einmal über den Hof hin. Das Wunder dieses westfälischen Bauern begann langsam in ihm aufzublühen. Er sah dann seinen Begleiter an, verschluckte einen vielleicht ärgerlichen Vorderzahn seiner Meinung und sagte nur: „... aber ein ganzer Kerl ist's doch!“

„Nicht wahr“, freute sich der Oberpräsident, „ein Bauer ist's und könnte ein König sein!“



Lustige Ecke



Er: „Wie bist du heute süß ... direkt zum Aufessen!“  
Rekner: „Was wünscht der Herr dazu zu trinken?“

Verantwortlicher Redakteur Marian Heple; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann & Co. in Bromberg.